

SINNBILD DER OBERPFALZ

Von Josef Dünninger

Ein Fleck Erde nur, eine Hutweide im Juraland, eine karge Grasnarbe, von Felskanten durchstoßen, mit Steintrümmern überwuchert, ein paar spärliche Wacholderbüsche verstreut, ein Trupp von Kiefern, an der Höhenkante, gekrümmt der Stamm, dunkel die buschigen Wipfel, vom Winde beschlagen, und wirr gedreht das Geäst.

Während wir auf diesem mageren Erdfleck rasten, gehen unsere Blicke über das Oberpfälzer Land. Wälderweite, eingeschnittene Täler mit hellen Felstürmen, hier und dort ein Kirchturm, ein paar Häuser im verlorenen Spiel darum, unendliche Ferne mit blauen Horizonten. Der felsige Erdsaum hier und der Rahmen der dunklen Waldzüge, alles wie unberührt von Menschenhand, selbstvergessen und in dunkler Versunkenheit. Ein Stück Urland. Die Zeiten scheinen spurlos an diesem Lande vorübergegangen zu sein. Es bleibt in sich beharrend ohne Wechsel. Ein großes, stummes Zeichen eines Landes, das einmal wie ein erster Schöpfungstag ist und dann wieder in seinem großen Schweigen wie ein letzter Welttag. Anfang und Ende sich gleichsam berührend.

Die Erde, der fruchttragende Humus, ist über diesem Land wie eine allzudünne Haut, die so oft aufreißt, und überall stößt das Gestein hart und unerbittlich hindurch, baut sich empor zu hohen, leuchtenden Säulen und kantigen, düsteren Wänden, Zacken und Zinnen. Da überlegen wir, ob nicht das Wesen dieser Landschaft in einem einzigen solchen Bilde zu fassen sei: Über der geringen Erde ein Reich von Steinen in weiten Halden und blockigen Kuppen.

Zwei Steine in den Händen: Ein Stück Jurakalk, glatt und dicht, hell und rein, voll warmen Lebens, und ein Stück Granit, rauh, dunkelfarbig mit hellblitzenden Körnern und dem Glimmen winziger Blättchen, kalt und kantig, ungefügt zusammengebacken.

Westen und Osten dieses Landes in diesen beiden Steinen in unserer Hand. Sinnbildlich geben sie die Spannweite dieses Landes. Wie viel liegt zwischen den dunklen Granithöhen der östlichen Grenzen und dem hellen Schein der Jurafelsen im Westen! Ein weites Land mit rasch wechselnden Bildern und angefüllt mit altem und neuem Leben. Städte in der festen Geschlossenheit ihrer Vergangenheit und Städte mit rauchenden Kaminen und brausend vom werktätigen Leben. Einsame Pflüger im Feld, Hirten verloren mit ihren Herden auf den Höhen, das Klirren der Werkzeuge in Steinbrüchen und Gruben. Läßt sich solche Vielfalt in ein Bild fügen?

Ich habe die Landkarte der Oberpfalz vor mir ausgebreitet, und wie ich so mit den Augen ihre Grenzen verfolge, ist es, als umschrieben sie die Konturen eines Blattes. Wie ein Lindenblatt fast sieht es aus. Wo das Blatt

eingekerbt ist, am Ansatz des Stieles: Regensburg an der Donau. Dann buchten die Ränder nach beiden Seiten sich aus, Granitberge im Osten, der Jura im Westen. Zu einer Spitze sich verjüngend, finden sie sich im Norden wieder zusammen, das Fichtelgebirge berührend. Wie die Adern im Blatt sind die Flüsse: In der Mitte die breite Hauptader, die Naab. Von der linken Seite kommen die Altmühl und Laaber, die Lauterach und die Vils, von rechts die Pfreimd, die Schwarzach, der Regen. Lebendig, so wie ein Blatt, ist die Oberpfalz, fest zu umreißen, aber nicht loszulösen.

Wollte ich zusammenzählen, auf wieviele Kuppen der Oberpfalz ich gestiegen bin, es kämen wohl viele Wochen zusammen, die ich dazu schon verwendet habe. Und doch verlockt es mich immer wieder. Mir ist, als wäre man dort oben dem Wesen der Landschaft am nächsten, als könnte man auf den Felsblöcken und unter den schweren Wolken, in dem ständigen Zerren des Windes, das Land am besten verstehen.

Die Landkarte in meiner Hand trägt die Einzeichnungen meiner Wege, über dem Blatt ein Netz der Erinnerungen, unzählige Bilder, die sich wieder verdichten zu einem Bild: steinige Höhenzüge, blauerne Weite, Wasser, Wald — ein Bild, das mich nicht mehr losläßt.

IM BERGDORF

*Lautlose Stille
von Felsenthronen
sonnt sich
auf schneeigen Hängen
Hügel auf, Hügel ab,
bis zum Himmelsmeer.
Ab und zu
tropft der Stundenschlag
in die gläserne Luft,
dann zittern
die Zeiger der Sonnenuhr.
Aber solange
die Stille sich sonnt
auf den Hängen,*

*haben die Schatten
noch keine Gewalt.
Erst, wenn die Säge
die leuchtenden Räume
heimgekehrter Gedanken
kreischend zersägt,
flieht sie zurück
zu den Gipfeln —
auf ihren Schwingen
glitzernden Tau
des geborenen Wortes.*

Helga Blaschke-Pál